noch mehr ins Hauswesen, da nunmehr jeder für seinen Profit sorgte, und die Hoffrau in ihrem verblendeten Hochmut noch immer dem undankbaren Röschen alles zuschob, was sie nur erreichen konnte. Matthes stahl sich oft heimlich zum Pfarrer, um sich dort auszuweinen. „Ja, lieber Herr, wenn das Unglück kommt, sucht man den Trost der Religion. Wie oft hat der arme Mann bei mir gesessen und mir sein Leid geklagt, obwohl ich ihm nicht helfen konnte! Wie oft hätte er mit mir tauschen mögen, der reiche Kulshalsen mit einem armen Bettelmanne, der seit Jahren auf dem Hofe sein Almosen holte. Doch ich will Euch das Ende erzählen, da es mir schwer fällt. Euch all das Leid zu schildern, was dort gewaltet hat."

„Schon oftmals hatten fremde Leute schlimme Nachrichten aus der Stadt über den winddeutlichen Eidam und das schlechte Leben des „wilden Studenten", wie der Peter noch immer in seiner Heimat hieß, auf den Hof gebracht, und gar vielfach war es dem Halsen gesagt worden, daß die vornehme Wirtschaft in der Stadt nicht lange halten werde. Die Hoffrau fuhr bei solchen Nachrichten immer wie eine Furie in die Höhe und leugnete und stritt alles ab, so daß Matthes froh war, wenn er schweigen durfte; dabei fraß der Kummer sich aber immer tiefer in sein Herz. Oft saß er wie irrsinnig herum und dachte mehr ans sterben als an seine Hauswirtschaft. Dann war Lieschen sein Schutzengel. Das arme Kind, von der Mutter in dem Grade gehaßt, als der Vater es an sich zog, litt unbeschreiblich. Wie sind ihm die vornehmen Flausen abgefallen!".

Eines Abends, ich war gerade auf dem Hofe, für den ich zuweilen Botengänge besorgte, brachte ich von der nächsten Post einen Brief aus der Stadt an Matthes. Weiß nicht, was über Tag für schlimme Nachrichten eingelaufen; der Halsen saß stumm und wie verzweifelt in seinem Stübchen und wollte niemand außer Lieschen bei sich sehen. Selbst die Hausfrau hatte er aus dem Stübchen gejagt, die auch stumm und dabei wie toll durchs Haus lief. Vielleicht mochte all sein Unglück ihm vor Augen stehen, das vergangene und zukünftige, wie dann Zeiten kommen, wo der Mensch alles deutlich ahnt, was ihm passieren wird. Als ich eintrat, rannen dicke Tränen über sein von Kummer entstelltes Gesicht; Lieschen weinte laut auf. Der Schmerz des Kindes schien ihm einige Fassung zu geben, mit kalter Ruhe nahm er den Brief, besah stier das Siegel, brach dasselbe und ließ dann das Schreiben zu Boden fallen. Er zitterte am ganzen Leibe und konnte seiner Bewegung nicht mehr Herr werden. Lieschen hob das Schreiben auf, entfaltete dasselbe und überlief mit zitternden Augen den Inhalt. Todesblässe überzog ihr Gesicht. Matthes sah nur in das entfärbte Antlitz seines Kindes. Eine stumme Pause der Erwartung und des Schreckens hemmte den Ausbruch entsetzlicher Gefühle. Das arme Kind vermochte ihr Leid bald nicht mehr zurückzuhalten. Mit jähem Schrei stürzte sie jammernd dem Vater um den Hals. „Wir sind verloren! Wir sind im Elend!" schrie Lieschen laut jammernd, und eine Tränenflut stürzte aus ihren Augen und erstickte ihre Worte. Matthes entfärbte sich, öffnete in etwa den Mund und sank dann unter den Händen seines Kindes zusammen. Ein Schlag hatte ihn tödlich getroffen. Das war alles so schnell und so unerwartet geschehen, daß ich selbst wie versteinert dastand und das Unglück mich selbst lähmte. Lieschen, als sie den Vater in ihren Armen zusammen sinken fühlte, rief mit schrecklicher Stimme um Hülfe und sank dabei auf den totgeglaubten Vater nieder. Aus der Küche stürzte die Hausfrau und das Gesinde herein. Heulen und Jammer erfüllte das Haus. Da nir noch Lebenszeichen an Matthes fanden, wurde eiligst ein Knabe an den nächsten Arzt abgeordnet, ich lief, so gut es ging, zum Pfarrer. In der Brust des Halsen stritt Tod und Leben heißen Kampf. Der Pfarrer kam, das erste Mal wieder nach so langer Zeit, und tat, was seines Amtes war; dessen Mahnungen man in den Wind geschlagen, der konnte jetzt nur beten. Auch der Arzt kam, nicht der Doktor Fleischmann, (der mit seiner Sippe sich in letzter Zeit mit dem Hofe überworfen hatte), ließ Matthes zu Ader und brachte ihn endlich wieder zum Bewußtsein. Für jetzt, meinte er, werde die schlimmste Gefahr wohl noch vorüber gehen; doch solle man den Kranken möglichst schonen. Leider half keine Verheimlichung gegen das vor der Türe stehende Unglück. Das fatale Schreiben aus der Stadt enthielt die Nachricht von dem Bankerotte des Eidams, der sich mit Peter auf flüchtigem Fuße befinde. Frau und Kinder, eine wertlose Habe für die Kreditbank, hatte der saubere Patron im Stiche gelassen. Nun mußte der Kulshof für die gemachten Schulden herhalten. Kaum, daß die Nachricht von dem Schurkenstreiche des Eidams ruchbar wurde, als die übrigen Gläubiger auch, wie die Raben auf frisch gefallenes Vieh, auf den Kulshof losstürmten und sich sicher zu stellen suchten. Bei solchen Umständen darf es niemand einfallen, die Barmherzigkeit oder das Mitleid anzurufen, vielmehr glaubt jeder mit Fug und Recht über Unrecht, Verschwendung, Betrug usw. schreien zu dürfen. Matthes genaß nur insoweit wieder, um die Ankündigung des Verkaufs sämtlicher Mobilien und Immobilien des Kulshofes an dem Hoftor anheften zu sehen. Dann legte er sich neuerdings auf das Krankenlager, ein verlorener, geschlagener Mann, der sich nach dem Sterben sehnte. Täglich saß der Pfarrer an seiner Seite und richtete ihn mit dem Troste der Religion auf. Als der Verkauf vor der Türe stand, und bereits die Schacherjuden in Schwärmen jeden Winkel des Hofes durchstöberten, selbst bis an die Krankenstube des Matthes vordrangen, ließ der Pfarrer den kranken Halsen ins Pfarrhaus bringen, damit der arme Mann doch wenigstens ruhig sterben könne. Lieschen folgte ihm als Krankenwärterin. Die Hoffrau entwich am folgenden Tage vom Hofe, man wußte nicht, wohin sie ihren Fuß gesetzt."

„Matthes starb an dem Tage, wo der Hof, in seinen Grundstücken auseinander gerissen, an einen wucherischen Juden verkauft wurde. Von seiner Habe blieb nicht so viel übrig, um sein Begräbnis standesgemäß herzurichten. Der Pfarrer hat ihm die letzte Liebe und Ehre erwiesen."

„Wo ist Lieschen geblieben?" fragte der Fremde den Alten, dem bei der Erzählung die Tränen in den Augen standen.

„Gott hat sich des armen guten Kindes erbarmt," fuhr der Alte weiter fort. „Nach dem Tode des Vaters hat der Pfarrer für ein ehrständiges Unterkommen gesorgt. Jetzt ist sie die Frau eines braven Kleinbauern in Brannersdorf, sechs Meilen von hier."

„Wer wohnt auf dem Hofe?"

„Da niemand von dem Juden pachten wollte, weil der habgierige Hebräer die Pacht gar zu hoch geschraubt, haust jetzt ein armer Bauer auf dem Hofe, der eigentlich nur den Hof bewacht. Es ist, als ob die Fluch auf diesem Hause läge.

Es erhob sich der Fremde und, nachdem er dem Greisen eine Gabe gereicht, ging er nachdenklich seinen Weg. Beim Pfarrer mußte er zusprechen, ihm dankend für die Liebe, die er dem unglücklichen Kulshalsen erwiesen. Dort erfuhr er das Schicksal der Kulsfrau.

In einem engen Gäßchen zu D., in einem schmalen Häuschen, auf zwei armseligen Stübchen wohnt gegenwärtig eine abgerissene junge Frau, von deren früherer Schönheit auch keine Spur mehr zu sehen ist. Zwei siechе Kinder kriechen am Boden. Das Elend hat die junge Frau frech, trotzig und wüst gemacht. Außer einer jeweiligen Unterstützung an Lebensmittel vom Lande her, muß das junge Weib sich mit der Hände Arbeit ernähren. Eine alte, hagere Frau sitzt hinter dem kleinen Ofen und schaut mit grimmigen Augen jeden Eintretenden an. Es ist die Kulsfrau, die sich bei ihrem Röschen einquartiert hat. Nichts nicht, denn ihr Verstand ist zerrüttet! Zuweilen kommt eine junge Bauersfrau vom Lande in die Wohnung des Elends, setzt einen Korb mit Eßwaren nieder und weint bei der alten wahnsinnigen Frau, die sich nicht mehr auf ihr zweites Kind besinnen kann. Dann betet Lieschen wohl noch ein Vaterunser beim Fortgehen, denn fromm ist das Lieschen geworden, wie es sonst nie war. Von dem Schwager und dem Bruder hat man bis jetzt nichts gehört; Röschen verwünscht beide. Am Grabe des Matthes betet zuweilen ein alter Mann, der ehemalige Meisterknecht des Hofes, für Lebendige und Verstorbene, da der alte Mann seine Liebe zu seinem Halsen noch nicht vergessen kann. Auch Lieschen kommt zum Jahrgedächtnisse nach Brausdorf und ist von jeder Eitelkeit gründlich geheilt.

Der Kulshof liegt öde, seine Bewohner sind zerstreut, zum Teil schlecht, zum Teil unglücklich, nur ein frischer Zweig grünt noch in der Ferne, gesegnet von sterbender Vaterhand — an den andern straft sich der Hochmut.

Das ist das Ende vom Liedel

Wenn du ein Herz gefunden.

Wenn du ein Herz gefunden,
Was treu mit dir es meint,
In guten, bösen Stunden
Bleib eng mit ihm vereint.

Hörst du's an deinem schlagen,
Nichts Schön'res hörst du je;
Auf Händen mußt du's tragen
Und nimmer tu ihm weh!

Heut darfst du's dein noch nennen,
Was du in ihm erfaßt,
Willst du's zu spät erkennen,
Wenn du's verloren hast?

Der kleine Philosoph.

Fritzchen heut zum ersten Male — In die Schule kam — Draus nach Haus zurückgekehrt — Der Vater vor ihn nahm — Fragt, wie es ihm gefallen habe — Fritz: Ueberall der gleiche Brauch — Bei dir hats Prügel geben — Beim Lehrer wieder auch.

Güldene Brockensammlung.

Der Leser begreift, wird das Blättchen gebracht — Das Auge zu allererst gibt darauf acht — Was die Sammlung in der Woche hab eingebracht — Vermöhnt durch all die vielen Gaben — Kann man, glaubt mir's, es gar nicht haben — Wenn in einer Nummer auf einmal will stocken — Die frische Flut der güldenen Brocken — Man grübelt und denkt: Sind die Kästchen leer — Daß keiner mehr was für die Sammlung gibt her — Oder hast du gar etwa die Leser gekränkt — Daß keiner nun mehr deiner Sammlung gedenkt — So ging ich die vorige Woche ganz stumm — Durch Haus und Zimmer und Garten herum — Und dachte, wie-schad, wenn nun schon das Ende — Die so gut doch begonnene Sammlung fände — Doch sieh, da kommt Nr. 28 herein — Ich sah sie und denke, das ist wieder fein — Von Libour, von Hüls, von Neuß und aus Deutz — Manch Ringlein und Bröschlein und goldenes Kreuz — Da wächst von neuem uns wieder der Mut — Es wälzt sich heran von neuem die Flut — Die Gold und Silber und Kassenscheine — Allerorts wieder bringt auf die Beine — Daß sie ganz blank oder in seinen Hüllen — Bei Schwester Salesia das Kästchen füllen.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß ein Paar Ohrringe. — Ungenannt von Selikum 35 Mark in Silber. — Ungenannt von Neuß 300 Mark. — Ungenannt 5,50 Mark und ein wertvoller Stein. — Ungenannt aus Neuß 20 Mark und 1 goldenes Kettchen mit Kreuz. — Ungenannt aus Neuß 6 goldene Kreuzchen, 2 Broschen, 1 Kettchen und 5 Ohrringe. — Ungenannt von Hemmerden 1 Uhrkette. — Ungenannt von Neuß 1 goldenes Kreuz mit Kettchen und ein Paar Ohrringe. — Ungenannt aus der Umgegend von Neuß eine goldene Uhr mit silberner Kette, 2 Kreuzchen mit goldenen Kettchen und noch 2 einzelne Kreuzchen.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)

Nr. 29. Sonntag, 20. Juli. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 20. Juli: Elias.
Montag, 21. Juli: Daniel.
Dienstag, 22. Juli: Maria Magdalena.
Mittwoch, 23. Juli: Apollinaris.
Donnerstag, 24. Juli: Christina.
Freitag, 25. Juli: Jakobus.
Samstag, 26. Juli: Anna.

Sonntagslesung.

Einfalt und Lauterkeit.

Zwei Flügel erheben den Menschen über das Irdische: Einfalt und Lauterkeit. Einfalt in der Absicht, Lauterkeit in der Liebe. Suchst du nichts anderes, als nur Gott zu gefallen, und dem Nächsten zu nützen, dann wirst du die rechte Freiheit des Geistes genießen können.

Wärest du in deinem Innern gut und rein, dann wüßtest du auch den wahren Wert der Dinge zu schätzen und hättest einen hellen ungetrübten Blick für das, was dich wahrhaft glücklich macht. Wie jeder in sich selbst beschaffen ist, so urteilt er auch über die Dinge außer sich. Nicht die Dinge selbst, sondern je nachdem man sich zu ihnen stellt, machen sie einen glücklich oder unglücklich.

Ist irgend eine wahre Freude auf Erden, so ist sie nirgends, als in einem reinen Herzen zu finden. Und gibt es Angst und Plage auf Erden, so weiß ein böses Gewissen am besten, was Angst und Plage ist.

Fange nur einmal an, dich zu überwinden und treu und beharrlich auf dem Wege Gottes zu wandeln, dann ist dir alles leicht, was dir vorher noch so schwer erschienen. Rufe dir noch einmal das schöne Gedichtlein in Erinnerung, das du als Kind in der Schule gelernt: „Ueb immer Treu und Redlichkeit — Bis an dein kühles Grab — Und weiche keinen Fingerbreit — Von Gottes wegen ab. — Dann wirst du wie auf grünen Aun — Durchs Pilgerleben gehn — Dann kannst du sonder Furcht und Graun — Dem Tod ins Auge sehn.

Thomas von Kempen II. 4.

Gibt es unter dieser Sonne
Lust? Sie hat der Herzensreine
Gibt es Angst? Ein schlecht Gewissen
Herbergt sie im Busenschreine.

Mich erbarmet des Volkes.

Es ist so sinnig, daß die Kirche uns das Evangelium von der wunderbaren Brotvermehrung zu einer Zeit verlesen läßt, wo draußen die goldenen Aehren reifen. Wer darum an diesem Sonntagnachmittage durch die Felder schreitet und sich freut am Stande der Saaten, der kann im Anschluß an das Evangelium eine gar schöne Betrachtung halten.

Ist es nicht, als stände man vor einem großen Meere, in dem die Aehren wogen, wie im Meere die Wellen? Und wie weit dehnen sich die fruchtbringenden Fluren aus! Man sieht wie auf dem hohen Meere kein Ufer und keinen Strand. Und welch ein Reichtum in dem Golde der Aehren! Nicht das kalte Gold des Geldes, der Mammon, an dem so viele gemeine Gewinn- und Habsucht sich knüpft, weil er in einer Hand oder in einen Geldschrank gelegt werden und dort allen bösen Leidenschaften dienen kann.

Auch findet sich auf diesen Aeckern nicht ein Reichtum, der einem, ohne daß man dafür Hand oder Fuß gerührt, als Erbschaft von einem reichen Onkel oder einer wohlhabenden Tante in den Schoß fällt und den Erben oft so ganz erschlafft und ihn die Pflicht zu arbeiten vergessen läßt. Denn ehe die Aehren so weit sind, wie heute, und dem Landmann Gewinn versprechen, muß er seine Sehnen gespannt haben zum Pflügen, zum Eggen, zum Säen, zum Räuten.

Es ist auch kein Reichtum dieser Felder, der den Menschen leicht zum Stolz versucht, wie der Besitz, der durch Spekulation und menschliche Klugheit, Geschäftsgeist und durch schlaue Benutzung aller günstigen Verhältnisse gewonnen wird und dem Gewinner den Gedanken nahe legt: „Du bist der Kerl, du allein kannst das, wer macht dir das nach?" Der Reichtum auf den Korn- und Weizenfeldern ist nämlich auf die Gunst des Himmels angewiesen. Wie oft blickt der Landmann nach der schwarzen Wolkenbank da hinten im Westen, fürchtend, sie könne unter Blitz und Donner die Hagelkörner niederprasseln lassen und ihm alles verderben.

Ein Reichtum, der nicht nur dem zugute kommt, dem Saat und Ernte gehört. Ein Geizhals kann seinen Reichtum an Gold verwahren und niemanden daran teilnehmen lassen, ein Lebemann und Verschwender kann die teuersten Weine und auserlesensten Leckerbissen für sich in Anspruch nehmen, ein stolzer und ehrgeiziger Protzer sich mit seinem Reichtum Paläste und Villen bauen und Gärten anlegen, die Millionen kosten und als Menschenfeind an die Anlagepforte schreiben: „Eingang oder Durchgang verboten", weil er allein den Genuß davon haben will. Aber was auf den Feldern wächst, das wächst für viele, wächst für alle:

Essen denn nicht Millionen
Tag für Tag von euch sich satt,
Von den Fürsten auf den Thronen
Bis zum Bettler wegesmatt?

Da kann man wohl beim Anblick der herrlichen Fluren auch wohl meinen, es stände der göttliche Heiland in dieser traurigen Zeit da, sehe die hungernden Scharen vor sich und spräche wie damals: „Mich erbarmet des Volkes". Und um so mehr ist dieses Erbarmen zu preisen, als wir, wenn wir nicht blind für uns und unser Betragen sind, uns doch fragen müssen: „Verdienen wir auch solches Erbarmen?"

Das Volk von damals folgte Jesus in die Wüste, um seine Lehren zu hören und „drei Tage harrten sie bei ihm aus und hatten nichts zu essen". Wie viele von uns aber kümmern sich um Jesus und seine Lehre nicht mehr, ja, weisen sie geradezu zurück.

Lassen wir doch darum heute die Felder, die da in üppiger Fülle vor uns liegen, ein bedeutungsvolles Sinnbild für uns sein nicht bloß der Mannigfaltigkeit der hier waltenden Naturkräfte, sondern der Vorsehung Gottes, der in diese Aehren die Erhörung der Bitte gelegt hat: „Gib uns heute unser tägliches Brot".

Ja, ihr seid die Mutterhände,
Die ein guter Gott bestellt,
Daß in Segen ohne Ende
Sorgen sie für seine Welt.

O, so rausche weit und weiter
Halmenflut, so segensschwer,
Um die Menschenwohnung heiter
Woge immer, goldnes Meer!

Reichtum bringe, nicht den kalten,
Der der Menschen Herz versteint;
Wird das Erntefest gehalten,
Soll kein Armer sein, der weint.

Der hl. Vinzenz, der Mann der Liebe.

II.

Ein besonderes Werkzeug für seine barmherzige Liebestätigkeit fand Vinzenz in der verwitweten Gräfin von Le Gras. Durch Vinzenz' opferfreudige Tätigkeit begeistert, bot sie ihr ganzes Leben dem Dienste der Armen und Kranken an. Vinzenz sandte sie zuerst allein als einen weiblichen Sendboten der Liebe durch das Land. Der Eifer, von dem die vornehme Welt sich von Vinzenz hatte hinreißen lassen, begann bald zu erkalten. Sie gaben bald nicht mehr sich, nur Geld und Bediente zum Dienste der Armen her. Frau Le Gras schlug nun dem hl. Vinzenz vor, Jungfrauen, die durch keinerlei Rücksicht in der Ausübung jenes Liebesdienstes gebunden seien, zu diesem Zweck zu verwenden. Freudig erboten sich fromme Jungfrauen dazu und schon im Jahre 1634 begannen unter ihrer Leitung die ersten „grauen Schwestern" oder, wie das Volk sie so schön nannte, Töchter der barmherzigen Liebe filles de la charité, ihren Gang durch die Welt; sie sollten nicht eigentlich Nonnen sein, nur un- ter Klausur leben, sondern „Frauen, welche kommen und gehen wie weltliche". Ihre Klöster sollten sein die Häuser der Kranken, ihre Zelle ein dürftiges Zimmer, ihr Kreuzgang die Straßen der Stadt, ihre Klosterzucht der Gehorsam, ihr Sprechgitter die Furcht Gottes und ihr Schleier die hl. Bescheidenheit. Nach dem Dienste der Armen sollten sie sich mit Nähen und Spinnen be- schäftigen. Als Vinzenz die ersten Schwestern zu den verwun- deten Soldaten entließ, rief er ihnen zu: „Ihr sollt dem Herrn folgen; die Männer gehen dahin, um zu töten, ihr sollt dahin gehen, um zu heilen". Und die Vinzentinerinnen treten in die Fußstapfen ihres geistigen Vaters, sie machten Ehre einer Mutter, wie die Witwe le Gras war, die sich einmal an einen Kranken, vor dem sie besonderen Ekel hatte, mit einer Kette fesselte, bis der Ekel überwunden war. Ganz Paris war voll ihres Lobes, die Aerzte rühmten ihre Treue, die Geistlichen ihren Eifer, die Kranken ihre Liebe. Ueberallhin wurden sie verlangt. Das französische Volk legte seine Armen und Kranken in die Hände dieser barmherzigen Schwestern, die durch Pest und Ekel, Not und Tod, Hunger und Kummer als Heldinnen des Glaubens von Tausenden verehrt, von jedermann bewundert, nur vom brutalen Unglauben verhöhnt, vom Radikalismus verjagt worden sind.

Aber noch war nicht für alle Not gesorgt. Eine fromme Edelfrau gab Veranlassung, daß Vinzenz einen Frauenverein für den Hospitaldienst in dem größten Pariser Krankenhause, das damals 25 000 Kranken jährlich verpflegte, als Gesellschaft der Matronen stiftete. Vier fromme Jungfrauen regten ihn weiterhin an zur Gründung einer weiblichen Erziehungsanstalt „der Töch- ter des Glaubens", eine andere Frau zur Errichtung einer Zu- fluchtstätte für junge, unbescholtene, aber bedrängte Mädchen, „Töchter der Vorsehung" genannt; ein schlichtes Mädchen namens Etang, zu einem Waisenhause für Mädchen. Weiter begründete Vinzenz die Gesellschaft der hl. Genofefa zum Unterricht junger Mädchen, und mit Hülfe seiner barmherzigen Schwestern für die jährlich zwischen 300—400 von unehelichen Müttern ausgesetzten Kinder das erste Findelhaus. Dabei wurden seine Galeeren- sträflinge nicht vergessen, ein mächtiges Spital mit 300 Betten für sie war er so glücklich, in Marseille errichten zu können. Für das Elend, das der dreißigjährige Krieg in Lothringen, Champagne, Pikardie usw. hinterließ, sammelte und verteilte er durch seine Priester und Gesellschaften über eine Million Mark. In Paris selbst stieg die Not aufs höchste. Er ließ sechs große Küchen für die Armen und Kranken anlegen; seine Jünger und Jüngerinnen hatten nicht Hände und Füße genug, viele starben infolge ihrer Berufstreue. „Die Glücklichen" rief Vinzenz, „sie starben mit den Waffen in der Hand" und ging selbst von Haus zu Haus durch Pest und Hunger, unterrichtete und speiste die verwaisten Kinder und ließ für jede arme Leiche das fehlende Leinen aus seinem Lazarushause reichen. Die Seine über- schwemmte ein ganzes Dorf, von einem Dache zum anderen muß- ten seine Missionäre auf Kähnen die Lebensmittel führen.

Nach diesen Trübsalen und Rettungen erhält er 1653 eine große Summe zum guten Zwecke von einem Pariser Bürger: das Hospital zum Namen Jesu für alte Handwerker entstand. Die treffliche Anstalt reizte zur Stiftung eines großen allgemei- nen Hospitals zur Beseitigung des Bettels. Summen von 50 000 Livres wurden auf einmal geschenkt, zwei mächtige Gebäude, das „Salpeterhaus" und das Schloß Bicetre gekauft. Das Heer der Bettler verschwand, einige tausend Arme fanden Brot und Obdach im Hospital.

Wie für die Waisen, so hatte Vinzenz den Blick der erbar- menden Liebe auch für die verwahrloste Jugend, die er in seinem Hause von Laienbrüdern leiblich, von Missionspriestern geistig gepflegt, dem elterlichen Hause und der Gemeinde vor Schande und Verbrechen rettete. Endlich gründete der rastlose Mann noch einen Verein der angesehensten Männer zur Abstellung des Zwei- kampfes, der so sehr die christliche Gesellschaft schändet.

Das alles wirkte der gottbegnadete Mann im Laufe eines halben Jahrhunderts als ein schwaches Gefäß der Ehre Gottes im Himmel und des Friedens auf Erden. Oefters war er schwer erkrankt, die letzten elf Jahre seines Lebens waren ein fortwäh- rendes Leiden. Seit 1656 konnte er nur mit Mühe am Stabe gehen, bald das Haus nicht mehr verlassen. Aber gerade die letz- ten Jahre seines Greisenalters waren voll ungelähmter Tätigkeit, ungetrübter Freudigkeit und Heiterkeit des Geistes. Nie kam eine Klage, selten ein Ausruf des Schmerzes über seine Lippen. Wenige Tage vor seinem Heimgang befiel ihn öfters ein tiefer Schlaf: „Der Bruder wird bald folgen", sagte er lächelnd. Am 25. September schlummerte er länger als sonst. Am folgenden Tage konnte er noch die hl. Messe hören und die hl. Kommunion empfangen. Abends empfing er die letzte Oelung, die Nacht brachte er im Gebete zu und morgens um 4 Uhr, den 27. September, schied er, die Seinigen segnend, unter den letzten Worten des Spruches: „Ich bin in guter Zuversicht, daß der in euch ange- fangen hat das gute Werk, der wirds auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi, wie ein verlöschendes Licht — nein, wie eine Sonne, die am Himmel leuchtet, nachdem sie lange schon untergegangen."

Unsere hl. Kirche zählt diesen Mann der Liebe unter ihren Heiligen und bis heute zehrt sie von der Liebe, die er in seinen geistlichen Söhnen und Töchtern ihr vermacht. Ihn zu über- treffen, müßte eben ein zweiter Vinzentius geboren werden.

Vor längerer Zeit war ich in dem deutschen Mutterhause der deutschen Vinzenzschwestern in Köln-Nippes. Auf dem Gang des ersten Stockes hängen die Häuser und Hospitäler, in denen die Vinzentinerinnen in Deutschland und Oesterreich tätig sind. Hätte man die Bauten so zusammenstehn, wie hier ihre Photo- graphien, es wäre eine ganze große Kolonie Arbeiterinnen auf dem großen, schönen, aber auch so opferreichen Felde der barm- herzigen Liebe.

Warum dünkt es einem dann bedeutungsvoll, das Bild eines vor zweieinhalb Jahrhunderten verstorbenen schlichten Prie- sters noch einmal vor der breiten Oeffentlichkeit aufzurollen? Darum, damit die kalten, haßerfüllten, sich gegenseitig befeinden- den Menschen wenigstens von ferne ahnen können, was der Mensch vermag, wenn er den Glauben an Gott in seiner Brust, einen Lichtstrahl von oben in seinem Herzen hat, an dem die echte Menschenliebe sich erkenne und entflamme. Ein Strahl jener glaubensvollen Erleuchtung, ein Funken aus diesem Flammen- herzen in diese unsere tote, kalte, leere, eigensüchtige Gegenwart, und wie ganz anders sähen die Menschen sich an? Hilf andern, so hilfst du dir selbst, stirb dir, so belebst du andere, liebe dein Leben nicht bis in den Tod und gewinne es für Zeit und Ewig- keit, das sind Erfahrungsgrundsätze von jenem Helden des in Liebe tätigen Glaubens, die auf zeitentsprechende Weise wie- derholt und fortgesetzt werden dürften, und es wäre nicht einer, sondern die ganze unglückliche Zeit selig in ihrer Tat.

Gnade — Gnadenspender.

O Seele, Erdenpilgerin, was soll das Klagen, — Daß gar so dornenvoll des Lebens Pfade; — Bist du aus dir auch schwach, du brauchst nicht zu ver- zagen, — Denn stark, unendlich stark, ist Gottes Gnade. — Sie lehrt, er- leuchtet dich, sie tröstet, stärkt und heilet, — Sie hilft ein Heer von Feinden dir bezwingen; — Wenn Gottes mächt'ge Gnade dir zu Hilfe eilet, — Wirst auch das schwerste Werk du gut vollbringen. — Doch nur, „wer bittet", „der wird empfangen", — Drum zu dem heil'gen Geiste fromm dich wende — Und flehend ruf' zu ihm mit kindlichem Verlangen, — Daß seine Gnade er dir liebreich sende. — Daß deinen Lebenspfad sein mildes Licht erhelle, — Daß er mit seinen Gaben dich auch schmücke, — Und daß er, führend dich zu seines Trostes Quelle, — Mit seiner heil'gen Freude dich beglücke. — Ist doch der heil'ge Geist der Spender all der Gnaden, — Die einst der Heiland hat der Welt erworben, — Da er am Kreuz, mit ihrer Sündenschuld beladen, — Den bitt'ren Sühnetod für sie gestorben — Und in der Kirche Jesu Christi lebt und waltet — Der heil'ge Geist, vom Vater ihr gesendet, — Und liebend er sein Gnadenwirken auch entfaltet — In jedem Herzen, das sich zu ihm wendet. — Darum, o Seele, wollst zum heil'gen Geiste flehen — In jeder Not mit gläubigem Vertrauen: — Dann wirst du sicher durch dies Erdenleben gehen — Und das ersehnte Ziel in Wonne schauen.

Was ist vom Tanzen zu halten?

Ein brenzliches Kapitel fürs Sonntagsblättchen! Wie leicht kann es sich dabei die Finger verbrennen und es mit vielen seiner jungen Leserinnen verderben. Zuerst will ich eine kurze Unter- redung erzählen: Im Verlaufe eines Gespräches über das viel- fach so ausgelassene Benehmen der weiblichen Jugend wurde auch über das Tanzen geklagt. Es war zur Zeit, als eben die militä- rische Macht Deutschlands zusammengebrochen war, der Kaiser seinem Thron entsagt, die Revolution gerade ihre schwarzen Flügel über das Vaterland gelegt hatte, und fremde Besatzungs- truppen in Städten und Dörfern lagen.

„Aber ich bitte", sagte ich, „tanzen? Wer kann denn daran Freude finden in dieser traurigen Zeit, wo die Leute täglich in der Zeitung lesen, wie traurig es um Vaterland und das Wohl des Volkes steht? Wo Armut und Elend uns droht, und im klein- sten Orte eine ganze Anzahl Mütter, Frauen und Kinder um den Verlust ihrer Ernährer weinen!"

„Ach, papperlapapp, Mandolinenklups, vollgepferchte Kinos, zum Brechen angefüllte lustige Theater, geben die denn nicht heute dem Sonntag den Charakter? Und daß nun auch getanzt wird, fast an jedem Sonntage, nicht bloß in der Stadt, sondern auch auf den Dörfern, und dabei nicht blos Mädchen, sogar solche, die in Kongregationen sich befinden und sich Marienkinder nen- nen, sondern auch verheiratete Frauen und verlobte Bräute be- teiligt sind, die mit ihnen vollständig fremden Menschen da her- umspringen, das sollte Ihnen, Hr. R., doch am wenigsten auf- fallend sein."

„Ich verstehe nicht", bemerkte ich, „wie Sie das meinen". „Haben Sie denn vor Jahresfrist nicht selbst einmal im Blätt- chen entrüstet über sogenannte Opferbälle geschrieben, die in Paris, nachdem der Blutmensch Robespierre sein Haupt unter der Guillotine gelassen, und die Welt noch rauchte von den Schrecken der Revolution, stattfanden? Haben Sie nicht erzählt, daß dort Bälle arrangiert wurden, auf denen nur Pärchen mit- einander tanzten, deren Väter oder Brüder das Blutgerüst hat- ten besteigen müssen? Also wundern Sie sich doch nicht, wenn Sie heute vielfach eine ähnliche Gefühlsroheit antreffen.

In unserer Zeit, wo die Religion geschwunden und mit ihr eine höhere Lebensauffassung, wo mitten in all dem Elend und Kummer die Vergnügungssucht ins Schrankenlose steigt und bei der ganzen materialistischen Weltanschauung der Leitsatz gilt: „Laßt uns leben und fröhlich sein, morgen sind wir tot" — ist Gefühlsroheit und Leichtsinn eine Kulturblüte geworden.

Früher kamen nur die Musikanten an Kirmestagen aus der Stadt, um zum Tanze aufzuspielen; heute gibts schon auf den kleinen Dörfern sogenannte „Tanzkränzchen", zu deren Leitung wöchentlich extra ein Tanzmeister aus der Stadt herüberkommt. Wenn das Sprüchwort wahr ist: „Gelegenheit macht Diebe", wie kann es Ihnen denn auffallend sein, daß die Tanzlustbarkeiten nicht mehr ein seltenes Festvergnügen, sondern ein allsonntägliches Bedürfnis werden?

Doch brechen wir das Gespräch und sehen einmal davon ab, wie man über die sich mehrenden Tanzbelustigungen auch gerade in dieser ernsten Zeit denken soll. Es ist ja das Urteil darüber eine Sache des Feingefühls, des sittlichen Taktes und Geschmackes und die sind ja je nach Erziehung, Bildung, Lebensauffassung und Lebensgewohnheiten verschieden. Aber was ist denn vom Tanzen überhaupt zu sagen? Ist es unter allen Umständen für junge Leute unerlaubt? Das Urteil wäre zu streng. Es gibt Fälle, wo das Wort: „Ein Tänzlein in Ehren kann niemand wehren", seine Berechtigung hat.

Wenn z. B. ein Verein in geschlossener Gesellschaft, in der die Vereinsmitglieder und deren Bekannte sich zusammenfinden, wo für Zucht, Ordnung und sittliches Betragen gesorgt ist, wo die Eltern dabei sind und das Vergnügen sich nicht ins Ungemessene ausdehnt, ein Tanzvergnügen veranstaltet, wird man vernünfti- ger Weise nichts dagegen sagen können.

Getanzt hat man zu allen Zeiten, bei allen Völkern, und, gesittet ausgeführt, ist der Tanz sogar ein schönes Schauspiel, nicht bloß für den Tanzenden, sondern auch für diejenigen, die zusehen. Muß doch heute selbst ein religiöses Schauspiel, will es Zugkraft haben, einen oder mehrere Reigen einlegen.

Anders aber liegt die Sache, wenn man von den eigentlichen Tanzböden spricht, d. h. Tanzhallen und Sälen, wo die jun- gen Leute von allen Seiten, Bekannte und Unbekannte zusam- menströmen, wo unter den tollen Klängen der Musik alles durch- einanderwirbelt, wo keinerlei Gewähr für Wahrung des Anstan- des und der guten Sitten besteht, die Eltern ruhig zu Hause sitzen und sich nicht darum kümmern, wo ihre Kinder sind, und wann und mit wem sie in später Nacht oder am dämmernden Morgen durch Feld und Wald und auf wenig belebten Straßen zurückkehren.

Wer das Leben kennt, wird wissen, daß da die größten Aus- schreitungen möglich und nur zu oft auch wirklich sind. Wie mancher Jungfrau hat auf solchem Tanzboden ihre Ehre verloren und ist tief unglücklich geworden! Und der Heimweg vom Tanz- boden in dunkler Nacht ist bekanntlich ein ganz eigenes Kapitel, von dem manches leichtsinnige Mädchen, wenn es ehrlich sein wollte, gar vieles eingestehen müßte.

In Bayern herrscht die schauerliche Unsitte des Haberfeld- treibens, bei uns sagt man wohl des „Tierjagens", eine in sich selbst wieder wüste Veranstaltung, in der die Dorfbewohner durch einen in einem tumultuosen Kesseltreiben und Spektakel sich austobenden nächtlichen Skandal vor dem Hause eines als leichtsinnig bekannten Mädchens oder Weibes, die Schmach rächen wollen, die ein solches Mädchen oder eine solche Frau der Orts- ehre angetan.

Und wenn man heute vielfach liest, daß die Namen solcher, wie man sie nennt, „Schandweiber" an einem Sonntagmorgen mit Vor- und Zunamen, Straße und Hausnummer an der Kirch- türe prangen, so kann man zehn gegen eins wetten, daß die Tanzböden und die nächtlichen Streifzüge Anlaß gaben zu sol- cher Volksjustiz.

Daß die Tanzlustbarkeiten in unserer Zeit rapid zunehmen und geradezu Bedürfnis werden, begreifen wir. Viele Mädchen, die fürchten, sie könnten sitzen bleiben, meinen da auf dem Tanz- boden noch einen Mann zu bekommen. Ob der Tanzboden aber der richtige Ort ist, dort einen zu suchen und sich von dort einen zu holen, bleibt sehr fraglich. Ob das der richtige ist und der einen glücklich macht, den man sich antanzt, mögen diejenigen beurteilen, die mehr von diesen Dingen wissen, wie wir. Wir wenigstens haben immer gehört: Die richtigen Ehen würden im Himmel geschlossen, aber nicht auf dem Tanzboden.

Und was man hören muß von neuen Tänzen und Tanz- arten, sollte einen doppelt kopfscheu vor solchen allgemeinen Ver- anstaltungen machen."

Man sagt: „Jugend kennt keine Tugend". Daß sie, die Jugend, wenigstens leichtsinnig ist und nicht nachdenkt, wissen wir alle. Aber daß auch die Eltern heutzutage in dieser Bezie- hung alles lassen lassen, ihren Kindern alles gestatten und keine Augen auf die gefährlichen Tanzbodenstätten haben, ist tief beklagenswert. Vor Gott und ihrem Gewissen laden sie sich eine große Verantwortung auf, und binden durch diese vernach- lässigte Erziehung sich und den Kindern eine hartschlagende Rute.

Was ich weiß.

Ich weiß mir ein gar stilles Haus,
Ein fromm Geläute tönt heraus,
Und Turm und Glocken seh' ich ragen,
Die haben hoch ein Kreuz zu tragen.
In diesem Haus bin ich ein Gast,
Da halt ich oft und gerne Rast,
Da steigt mein Beten still und leise
Zum Himmel auf in frommer Weise.
Ich bete mir das Herz voll Freud',
Und über mich ist ausgestreut
Des Himmelssegens reich' Geschmeid'.
Ich weiß mir einen gar stillen Ort,
Da möcht' ich nimmer, nimmer fort.
Mein Heiland ist allda zugegen.
Vom Tabernakel fließt sein Segen.
Da ist mir beten süße Pflicht,
Die laute Welt hör' ich dann nicht.
In stiller Andacht bin ich sein,
Das Tabernakel schließt mich ein
Und fromm bin ich mit Gott allein.

9)

Der Kulshof und seine Schicksale.

„Wie, ist der Matthes tot?" fragte der Fremde erstaunt. „Ja, der Matthes ist tot," versetzte der Alte ruhig, „und unser Herrgott hat ihm Gutes damit getan, daß er ihm die Tage seines Leidens verkürzte, wie Ihr hören sollt." Das Ende von Liede lautete aber folgendermaßen.

„Das Röschen hatte vor ungefähr vier Jahren eine Bekanntschaft in der Stadt gemacht. Der Bräutigam war ein Handlungsdiener, der sich hier auf dem Lande wie ein großer Herr aufführte und hintennach als ein ausgemachter Lump erwies. Anfangs hat der Matthes sich gegen die Heirat gewehrt, aber bald ward die Hochzeit notwendig, um größern Skandal zu vermeiden. Auch ist man endlich froh gewesen, das stolze, herrschsüchtige Ding los zu werden. Also zog das Röschen in die Stadt. Aber damit war's nicht genug. Der junge Kaufmann hatte hochfliegende Gedanken und wollte ein großes Geschäft anfangen. Dazu bedurfte man viel Geld oder wenigstens Kredit, wie die Leute das Ding nennen. Also wurde Matthes von dem Röschen, von dem vornehmen Eidam, von seiner eigenen Frau und besonders von dem „wilden Studenten" derarbeitet, einen Kreditbrief auszustellen, der das ganze übrige Vermögen des Matthes als Sicherheit bot. Gewiß, der Matthes hat nicht gewußt, was er tat, denn er verstand von dieser Sache nichts und glaubte es nicht mög- lich, daß ihn die eigene Familie betrügen könne. Dazu bot man ihm von großem Gewinne vorgelogen, der in dem neuen Geschäfte werde gemacht werden. Der „wilde Student" hatte während dieser Zeit seinen Abschied von der hohen Schule, wo er nichts als Schsechtes gelernt, er- halten, und da er sich zur Landarbeit nicht anschicken konnte noch wollte, so hatte der Eidam ihn beredet, oder die beiden sind's vorher Eins ge- wesen, als Mitgenosse ins Geschäft zu treten. Das Volk hinten im Städtchen hat mit in der Geschichte geklüngelt, wie es denn seit jeher nur Verderben aufs Land gebracht. Noch meine ich den Matthes zu sehen, wie er damals aus der Stadt, wo er sein Todesurteil unterzeichnet hatte, nach Hause zurückkehrte. Von Stund an wurde im Hofe kein gutes Wort mehr gewechselt, und wenn das arme Lieschen nicht gewesen, der Halten hätte sich sicher ein Leid angetan. Denn der arme geschlagene Mann fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Dadurch kam die Verwirrung

*) Der bekannte Pädagoge Fr. W. Förster schreibt in dieser Beziehung den jungen Männern — und für die jungen Mädchen gilt die Mahnung fast noch mehr — folgendes ernste Wort ins Stammbuch: „Zur Mannesehre im Tanzsaal gehört es auch, daß man sich keine Tänze aufdrängen läßt, die von derber kommen, wo Mann und Weib schon längst keine Ehre mehr haben. Es gibt eine Menschenwürde zu verteidigen, nicht nur in der Fabrik und in der Werkstatt, sondern auch auf dem Tanzboden, und es gibt Tänze, die man Affen, Böcken und Hanswursten überlassen soll, und die ein echter Mann unnachsichtig zu boykottieren hat. Und wem hier der „Zorn der freien Rede" und der Mut zu „flammendem Proteste" fehlt, der mag in Volks- versammlungen noch so gewaltig auftreten — er ist doch kein Mann und kein Freiheitsheld, sondern ein Feigling und ein Herdentrabet. Mannes- mut vor „Königsthronen" ist oft leichter, als Mannesmut im Tanzsaal."